

Neubauer Anzeiger

Neujahrs-Botschaft Hindenburgs.

„Möge das neue Jahr in den Schicksalsfragen betreffende Taten bringen!“ — Empfang der Diplomaten. — Rundfunk-Appell an das deutsche Volk.

Berlin, 2. Januar.

Aus Anlaß des Neujahrsfestes fanden im Palais des Reichspräsidenten die üblichen Empfänge statt. Den Anfang machte die Wache, deren Meldung Reichspräsident von Hindenburg an der Tür seines Hauses entgegennahm. Um 11.30 Uhr begann die Ansicht des diplomatischen Korps. Die Chefs der beim Reich beglaubigten fremden Botschaften, denen eine im Ehrenhof des Reichspräsidenten aufgestellte Abteilung Reichsmehr unter Führung eines Offiziers bei ihrem Eintreffen militärische Ehrenbezeugungen erwies, verammelten sich in dem großen Saal des Reichspräsidentenpalastes. Um 12 Uhr trat der Reichspräsident mit einer Begleitung ein und begab sich in die Mitte des Saales. Der Apollosalon

Nuntius Orsini

brachte als Deputé des diplomatischen Korps dessen Glückwünsche in einer Ansprache zum Ausdruck, die in der Uebersetzung u. a. wie folgt lautet:

Das Jahr, das loben abgelaufen ist, war zweifellos eines der schwierigsten und härtesten für alle Völker, aber in ganz besonderem Maße für Ihr deutsches Volk. In den Plänen der Vorsehung kommt dieser herben Bräutigamszeit gewiß auch eine heitere, naheende Mission zu. Sie hat der Welt mit tragischer Eindringlichkeit offenbart, wie eng und unlosbar die wirtschaftlichen Bande sind, welche die Völker miteinander verknüpfen. Bande so eng, daß die Wohlfehl jeder der Nationen, ob Siegerin oder Besiegte, heute nicht mehr vorstellbar ist, es sei denn im Rahmen einer gewissen, die ganze Welt umfassenden Gesamtwirtschaft. Bande so unlosbar, daß der Zusammenbruch auch nur eines Großstaates heute unvermeidlich seine tödlichen Rückwirkungen auf viele andere Staaten ausüben müßte.

Recht und aufrichtig durch die Größe solcher Gefahren haben endlich alle Völker die Notwendigkeit einer aufrichtigen und allseitigen Verständigung zu begreifen begonnen. Mit einer aufs höchste gesteigerten Sehnsucht schauen alle diesem neuen Jahr entgegen, und manch einer sieht darin bereits den Anbruch einer neuen Kulturera, in der der Fortschritt der Völkerkreise alle kriegerischen Willkürungen ausschließt macht. Wir haben das Gefühl, daß die Lehren der Völker dahin gelangen werden, sich in einer ehedemigen und aufrichtigen Solidarität zusammenzuführen, einer Solidarität, die nicht nur für alle die Grundlage des Wiedertrauens der Weltwirtschaft, sondern auch ein Unterpfand einer vollen und endgültigen Befriedung der Völker sein wird. Deutschland würde schwer von der großen Weltkrise getroffen, aber all das hat nicht vermocht, ihm seine Willensstärke zu rauben, noch seinen Mut zu lähmen. Wir wünschen ihm, daß seine harten Anstrengungen bald von Erfolg gekrönt würden.

Reichspräsident von Hindenburg antwortete mit folgenden Worten: Herr Nuntius! Es ist auch mir eine große Freude, heute zu Beginn des neuen Jahres aus Ihrem Munde wieder die Wünsche des diplomatischen Korps für die Zukunft des deutschen Volkes entgegennehmen zu können.

Mit eindringlichen Worten haben Sie die fürchterlichen Schwierigkeiten gekennzeichnet, mit denen an dieser Jahres-

wende alle Völker, am schwersten wir Deutsche, zu ringen haben. Eine beispiellose Krise hat die gesamte Weltwirtschaft erschüttert und hat Deutschland auf das schwerste getroffen. Alle Zweige unserer Wirtschaft liegen darnieder. Millionen arbeitsfähiger und arbeitswilliger Volksgenossen sehen sich ihrer Daseinsgrundlage beraubt. Auch die nicht der Arbeitslosigkeit verfallenen Teile der Bevölkerung stehen unter härtestem materiellen und seelischen Druck.

Aber mit dankbarer Genugtuung kann ich Ihre Worte befehlen, in denen Sie davon sprachen, daß die hitzige Not nicht vermocht hat, dem deutschen Volk seine Willensstärke und seinen Mut zu nehmen.

Das hat es der deutschen Regierung ermöglicht, die äußerste Kraft einzusetzen, um Volk und Staat vor der Katastrophe zu bewahren. Deutschland hat zu ungewöhnlichen, tief einschneidenden Maßnahmen greifen müssen, die jedem Deutschen die schwersten Opfer auferlegten. In unerschüttertem nationalistischen Bewußtsein hat das ganze Volk diese Opfer auf sich genommen.

Auch die höchsten Anstrengungen des einzelnen Volkes reichen jedoch allein nicht aus, um der kritischen Lage Herr zu werden. Mit vollem Recht haben Sie, Herr Nuntius, betont, wie eng die Wohlfehl jedes Landes heute mit der Wohlfehl der anderen Länder verknüpft ist. Die ersten Ergebnisse des gegenwärtigen Kampfes sind diese: Wohlfehl der ganzen Welt auf das eindringlichste vor Augen geführt. Es gilt, diese Erkenntnis jetzt ohne Zögern in die Tat umzusetzen, wenn es gelingen soll, noch rechtzeitig einen Ausweg aus der Not anzubahnen. In verständnisvollem Zusammenwirken müssen von den Regierungen Lösungen gefunden werden, die der unerbittlichen Wirtschaft Rechnung tragen und so die Gesundung von Wirtschaft und Finanzen in der Welt ermöglichen.

Gleiches Sicherheitsrecht für alle Völker.

Neben dieser Aufgabe steht für das kommende Jahr mit nicht minderer Dringlichkeit eine andere, deren Erfüllung Sie in schönen Worten als das Ziel der Sehnsucht der Völker bezeichnen haben. Kein Volk kann das Ende kriegerischer Willkürungen antizipieren und länger bestehen als das deutsche Volk. Es wäre für die Welt verhängnisvoll, und es darf deshalb nicht sein, daß die Erwartungen in der Frage der Abrüstung nochmals enttäuscht werden. Auch auf diesem Gebiet kann in Zukunft kein verdrängtes Recht für die einzelnen Völker gelten, wenn das Vertrauen, die Grundlage aller Völkerbeziehungen, wiederhergestellt werden soll.

Möchte das neue Jahr in allen diesen Schicksalsfragen endlich befriedende Taten bringen! Möchte es den Regierungen gelingen, sich in vertrauensvoller und gerechter Solidarität zusammenzuführen, um die Völker aus dem Dunkel der Gegenwart einer helleren Zukunft entgegenzuführen und der Welt die endgültige Befriedung zu geben.

In dieser Hoffnung, in der ich mich mit Ihnen eins zu wissen glaube, spreche ich Ihnen, Herr Nuntius, sowie Ihnen, meine Herren, zugleich für Ihre Staatsoberhäupter, Regierungen und Völker im Namen des deutschen Volkes und in meinem eigenen Namen meine herzlichsten Neujahrswünsche aus.

Nach der Befragung des diplomatischen Korps nahm der Reichspräsident noch die Glückwünsche der Reichsregierung, des Reichstags, des Reichsrats, der Wehrmacht, der Reichsboten und der Reichsbahn

entgegen. Die Glückwünsche des Kabinetts übermittelte in Vertretung des beurlaubten Kanzlers Reichspostminister Schäfers; für die Wehrmacht sprachen Admiral Raeder und General Hoffe.

Minister Dr. Schäfers betonte u. a., daß die Reichsregierung hoffe, daß es im Jahre 1932 der Einheit aller gehe, zu einer Regelung zu kommen, die die Wirtschaft heilt und den schwergeprüften, von der Geißel der Arbeitslosigkeit gepeinigten Völkern neuen Lebensmut einhaucht.

Reichspräsident von Hindenburg antwortete:

„Unter dem Zwange der Notwendigkeit mußten dem deutschen Volk harte Taten auferlegt und Eingriffe in die Reichsfinanzen des einzelnen vorgenommen werden.“

Die in ersten Tagen immer bewährte hohe moralische Kraft des deutschen Volkes, sein stets bewiesener Wille zur Selbstbehauptung und sein stark ausgeprägter Ordnungssinn haben Deutschland befähigt, diese Opfer zu tragen und standzuhalten. Ich bin im Innersten überzeugt, daß Deutschland auch in Zukunft alle Gefahren überleben wird, wenn es nur einig ist und treu. So begreife ich es, daß die Reichsregierung, von dem festen Willen befeuert, dem deutschen Volk die notwendigen Erleichterungen zu schaffen, in das neue Jahr eintritt. Möge die Arbeit der Reichsregierung und möge Ihrer aller persönliches Wirken von Erfolg begleitet sein!

Der Empfang der Haloren.

Vor den offiziellen Neujahrsempfängen empfing der Reichspräsident in diesem Jahre eine Abordnung der „Haloren“, der alten „Salzgräber-Brüdererschaft“ Mar Frolo als Führer, zwei weiteren Haloren, Paul Morth IV. und Richard Puppe, und dem mit der Wahrnehmung der Geschäfte des „Salzgräfers“ betrauten Erben Bergrat Liebenan.

Hindenburg an das deutsche Volk.

Darf ich die Opfer. — Erste Mahnung an das Ausland.

Aus Anlaß des Jahreswechsels sprach Reichspräsident von Hindenburg im Rundfunk an das deutsche Volk. Die Rede des Reichspräsidenten wurde aus allen deutschen Städten und nach Dänemark übermittelt. Nach einem Kabeltelegramm aus New York war die Rede Hindenburgs in Amerika gut verständlich. Ihr Eindruck war stark.

Die Stundfünfundzwanzig lautete:

Deutsche Männer und deutsche Frauen! Aus meinem Amt als Reichspräsident und aus dem Bewußtsein, daß ich als hochbetragter Mann einen vorbildlich großen Ansehens deutscher Geschichte mitteilen habe, folgere ich die Botschaft, heute, als dem Abschluß eines schicksalreichen Jahres, wenige, aber treuemgeleitete Worte an Sie zu richten, um Ihnen zu helfen, die Not der Zeit zu tragen.

Ich bin mir voll bewußt, welche gewaltigen Opfer von jedem von uns verlangt werden, damit wir es verhindern können, durch eigene Kraft die gegenwärtige Notzeit zu überwinden. Dem deutschen Volk gebührt aufrichtiger

Aber die Liebe ist die größte unter ihnen . . .

Roman von Helma von Hellermann

Copyright by Marie Fechtwanger, Leipzig 1931

Der Zensurprober des Radios wurde eingeschaltet — gleich darauf klang alles aus dem piepselnden Waben des extra hierzu eingebauten kleinen Tonapparats.

Helmut Hardt baute logisch Gedanken, seine Kunst auf diesem Gebiete zu zeigen, was das junge Volk entscheidend mehr interessierte als sein Können als Bildhauer, dessen der Hausberg beim Tee räumend Erwähnung getan. Tropfen der junge Deutsche taum ein Wort von dem durcheinanderschwebenden Gespräch verstehen konnte, unterließ er sich prächtig mit den Damen, die ihm unter großem Gelächter einzelne gefandenbenhafte Redensarten, den in Amerika verbreiteten slang, beizubringen, und sich schließlich über seine gehörigste Wiederholung amüsierten, wobei seine lustig klingenden Äußerungen deutlich verrieten, daß er deren Sinn wohl verstand.

Es war zwei Uhr nachts, als Hardt sein Zimmer betrat und gähnelnd sich zu entsetzen begann. Das war ein ereignisreicher Tag gewesen, fast zwei des Guten! Diese Lehren schienen eine Müdigkeit zu lennen. Nach dem Abendessen war man in eine Revue gefahren, die gerade die neueste Senfation New Yorks bildete. Sinnverwirrende Ausstattungspracht, entzündende Girls mit ebenso entzündenden schlanken Tanzbeinchen, große Stimmen in freies, tiefen Oberton. Danach beschloß er, es am nächsten Abende das Wirtshaus zu besuchen, wo man auf leuchtendem Glasparquet, von Scheinwerfern in wechselnden Farben bestrahlt, zu den aufreizenden Rhythmen einer weltberühmten Jazzband wieder tanste.

Was das nun ein Ausnahmestück oder die Regel? So dachte Helmut Hardt, das Licht ausmachend und die seitende Steppdecke bis auf die Brust hochziehend. — Ab und zu: tiefig nett; als Dauerzustand: Irrsinn in Potenz. — Wie

groß und nah der Vollmond am nächsten Himmel schien. Das ganze Zimmer erfüllte er mit seinem lauten Silberglanz. Ob er Grütze brachte von der Robenbürg? — Er lächelte traumfelig in das leuchtende Gewölbe. Er schielte mit diesem Blicken auf den Typen ein.

„Jede Woche schrieb Helmut Hardt an Mutter und Braut: so schwer es ihm auch fiel, die Mühe dazu aus dem beglückten Tempo der Tage zu erkämpfen. Jede Woche erhielt er Briefe, jede Woche schrieb er. Viel zu selten für sein drängendes Mitteilungsbedürfnis, seine stetig lebendige Sehnsucht.“

Viel zu oft, fand Frau Marion, einige hastig geführte Anichtsarten an ihre Eltern in Topela zu den Postkutschen in der schlagen Jadeschale auf dem Tisch in der Diele belagend, die viermal am Tage dreht aufs Postamt befördert wurden. Das galt nur für die Privatkorrespondenz des Paares. Schon wieder zwei Briefe mit der charakteristischen Handschrift: Frau Anna Hardt, Pension Roma, Verdighera — Baronessa Kojemarie von Kojen, Schloss Rohenburg, Bezirk Oberkloster, Gernmann.“

In lässigem Spiel griff sie nach dem letzten, woog ihm in der Sand. Welch dicker Brief! — mindestens acht Seiten Umfang. Was konnte Helmut Hardt seiner Braut so vieles mitzuteilen haben? Eigentlich schab, daß er verlobt war, dieser hübsche Junge! Marion Sartmann lächelte leise. Eben waren sie beide zurückgetehrt von einem herrlichen Nit. In winterlicher Morgenluft lag das weite Land, über das eine dünne Schneedecke zerstückte Hügel verbreitete. Nach waren die Äbner gerötet von der frühen Luft, die ihre Jungen mit Wohlgeruch ringelnet. Sie hatten sich gut unterhalten. Er war sehr klug, dieser schöne Mensch, konnte so reizend erzählen. Ob er auch nette Briefe schrieb?

Wieder betrachtete sie den Brief in ihren Händen von allen Seiten mit der Reugier eines mißbegierigen Kindes. Was wohl da drinnen stand? Vielleicht etwas über die Juren, sie selbst. . . Unten wurde eine Tür geöffnet. Der Diener kam, um die Postkutschen dem wartenden Woten zu

wergehen. Ein unwilliges Funkeln in den tangenden Augen, ein seltses Schreien: sie würde diese geschliffenen Briefe einmal lesen! Ganz vornehmlich schen, lesen und wieder auflesen und mit der nächsten Post besenden.

Kaum gedacht, geschab es schon. Den Brief in den Falten ihres Reittisches verborgen, schritt Marion Hartmann an dem eintretenden Diener vorbei und begab sich in ihr Zimmer. Nach der Dusche und Froitzierung der von Nit und Käse etwas steif gewordenen Glieder, gab es ein lustiges Frühstück zu dritt, zu dem auch James Hartmann das seine gutgemalt beitrug. Er freute sich der fröhlichen Stimmung, die sein junger Lebensmann ins Haus gebracht. Seine beiden Töchter schliefen aus nach durchzügiger Nacht, deren Anstrengungen man dem reizenden Gesicht der jungen Frau in seiner Weife anschen konnte.

Als die Herren fortgeschritten waren, ging Frau Marion hinüber in ihr kleines Privatboudoir. Nun sahen die beiden Männer wohl schon im Stadtbüro, über langweilige Geschäftsstellenkorrespondenz gebeugt, die erste Post gebracht. Mit wofflingender Stimme überlesete nun Helmut Hardt seinem Chef die französischen und spanischen Briefe, nahm die diffizilen Antworten auf: schlang, traktvolle Hände führten die Feder. . . Die Anwesenheit der Frau spannten sich leise.

Der über Wasserdamf vorfröhlich geöffneter Brief lag auf ihrem Schob.

Mit spitzem Fingern zog sie die Bogen heraus. Sie waren es beschrieben.

„Mein über alles geliebtes kleines Mädchen“, las sie. Um sie lag das Papier fluten. Wie lieb das klang! Eigentlich war es doch förmlich von ihr, in die Geheimnisse zweier Menschen eindringen zu wollen, die sich von Herzen zueinander. Eine solche Schamlose hing ihr in die Wangen. So etwas machte ein anständiger Mensch doch nicht. Wie hatte sie nur so unfair sein können. . . Es war aber auch zu ärgerlich, daß er dieses widerliche Mädchen in der derne zu leben mußte, die seiner wahrheitsgemäß gar nicht wert war. . . (Fortsetzung folgt.)

Dank und hohe Anerkennung für die bisher bewiesene Opferbereitschaft und für die Geduld, mit der es in Erkenntnis der harten Notwendigkeit alle Leiden und alle Entsetzungen hat. Das sei hier zuerst gesagt.

Über die Größe dieser Opfer, die wir bringen, bedarf es aus dem Ausmaß gegenüber gleichzeitigen zu der Förderung der unteren Schichten nicht durch Zuzahlung unzulässiger Leistungen entgegenzusetzen. Auch in der Abrüstungsfrage darf Deutschland kein gutes Recht nicht vorenthalten werden. Unser Anspruch auf gleiche Sicherheit ist so klar, daß er nicht bestritten werden kann.

Unmittelbar denke ich zurück an Tannenbergs. In der Lage war damals gleichfalls schwierig. Sehr genaue Entschlüsse mußten gefaßt und hohe Anforderungen an die Truppe gestellt werden, um das Erfolges nach Möglichkeit gewiß zu sein. Da mag mancher innerlich Bedenken gehabt haben, aber das Band gegenseitigen Vertrauens, treuer Kameradschaft, inniger Vaterlandsliebe und der Glaube an uns selbst hielten uns fest zusammen. So daß die Entscheidung nach mehrjährigem heißem Ringen zu unserer Gunsten ausfiel.

Auch heute rufe ich, abermals in erster Zeit und zwar ganz Deutschland an in gleicher treuer Hingebendheit einmütig. Lassen Sie uns Hand in Hand unverzagt der Zukunft mit ihren jenseitigen Entscheidungen entgegengehen. Möge keiner dem kleinsten unterliegen, sondern jeder unerschütterlichen Glauben an des Vaterlands Zukunft behalten. Gott hat Deutschland schon oft aus tiefer Not errettet; er wird uns auch jetzt nicht versagen.

Und nun wünsche ich dem deutschen Volke in seiner Gesamtheit und jedem einzelnen Deutschen aus vollem, freiem Herzen ein gelungenes neues Jahr!

Nach der Rede des Reichspräsidenten spielte die Musik das Deutschlandlied.

Kommunistische Störungsversuche.

Berlin, 2. Januar.

Die Übertragung der Rede des Reichspräsidenten über den Deutschlandstempel wurde durch einen kommunistischen Agitationsredner unterbrochen, der zum Massenretirade aufrief und den Kommunismus hochleben ließ. Als der Reichspräsident ausstiege, rief er: „...“, begann die Störungsrede mit den Worten: „Achtung, Achtung! Deutschland steht im Zeichen von Not und Kampf!“ Der kommunistische Propagandaprediger, der sich selbst noch von der Einheitsfront des Proletariats sprach und gegen Diktatur und Notverordnung aufrief, konnte dann wieder von der Welle überdrängt werden, so daß die letzten Worte des Reichspräsidenten wieder deutlich zu hören waren.

Die sich anschließende Übertragung ins Englische ging ohne weitere Störungen vor sich.

Das politische Neujahr.

Berlin, 3. Januar.

Stärker als je zuvor hat bei diesem Jahreswechsel Reichspräsident von Hindenburg seine Persönlichkeit in die politische Auseinandersetzung und in den Kreis der Kundgebungen eingelegt, die um die Jahresenden üblich sind. Eigentlich zum ersten Male hat er den Rundfunk benutzt, persönlich die Gesamtheit des deutschen Volkes, sowie die über diesen Weg zu erreichen ist, anzusprechen und ihr die Gesichte und Wünsche zu übermitteln, um ihm, den Repräsentanten des deutschen Staates und den ihm zu fast legendärer Größe gewachsenen Führer mitteilend zu lassen. Die schlichte Art und die frische Zusammenfassung seiner Gedanken, Empfindungen und Worte hat auf den im deutschen Vaterland und weit über dessen Grenzen hinaus tiefen Eindruck gemacht, den der kindliche Verstand einer kommunistischen Störung nicht zu trüben vermochte.

Es ist ein Zeichen der Verewidlung politischer Sitten und der Ziellosigkeit kapitaler Methoden, daß die Beauftragten Moskaus glauben, auf solche Weise für ihre Sache und gegen die Werte der deutschen Sammlung und des deutschen Zusammenhalts wirken zu können, und jedes einzelne Wort der Neujahrsbotschaft des Reichspräsidenten wirkt hundertfach stärker als dieses löbliche Zwischenpiel.

Was der Reichspräsident am Silvesterabend zu seinen Volksgenossen in herzlicher und vornehmlicher Form gesprochen hat, das hat er am Neujahrstag in den großen Empfängen in seinem Büro nochmals in der Form dem besonders deutlich angelegt, im Sinn und in der Zielsetzung durchaus einigermäßig. Der Austausch von Ansprachen zwischen dem päpstlichen Nuntius als Vorkämpfer des diplomatischen Korps und dem Reichspräsidenten hat diesem Gelegenheit gegeben, vor den beglaubigten Vertretern der anderen Staaten die berechtigten Ansprüche und die Lebensnotwendigkeiten Deutschlands in besonders eindringlicher Weise zu formulieren, und auch bei der Begrüßung der Reichsregierung sind dieselben Gedanken noch einmal zum Ausdruck gekommen.

So haben die Neujahrsempfänge über ihre formale Bedeutung hinaus das Gesicht politischer Affirmation bekommen, die namentlich durch die Begrüßungsansprache des Nuntius und durch die Antwort des Reichspräsidenten nach außen hin nicht minder starke Wirkung haben werden, als sie der Silvesteransprache Hindenburgs nach dem Echo aus dem Ausland juteil geworden ist.

Es handelt sich im Grunde um Gedankengänge, die uns allen geläufig sind, es handelt sich um Hinweise auf bevorstehende Entscheidungen, über deren Tragweite für Deutschland, für Europa und für die ganze Welt sich niemand im Zweifel ist, aber man weiß, wie stark der Eindruck solcher Kundgebungen von dem Bewußt der hinter ihnen liegenden Verantwortlichkeit und von der Aufgeschlossenheit der Völker und Völker abhängt, ist, und in der Zeit, daß sich um die besonders getreute Stunde des Jahreswechsels eine Verantwortlichkeit von der weltgeschichtlichen Bedeutung des deutschen Reichspräsidenten in zu eindringlicher Weise für diese Probleme eingelegt hat, sollte dafür bürgen, daß diese Kundgebungen weithin in der Welt nicht nur offene Ohren, sondern auch Verständnis und die Bereitschaft zu den erforderlichen Handlungen finden werden.

Rundfrage bei den Parteien.

Was sie vom neuen Jahr erwarten.

Berlin, 1. Januar.

Im Rahmen einer Umfrage äußerten sich die Führer der Reichsparteien über die Erwartungen, die sie an das kommende Jahr knüpfen.

Der Zentrumsvorsitzende Dr. Boff

verweist auf die hauptsächlich durch Steueransätze bedingte außerordentlichen finanziellen Schwierigkeiten, vor denen Deutschland 1932 stehen werde. Um so größere Bedeutung ist den bevorstehenden internationalen Verhandlungen zuzumessen, bei denen es vor allem auf eine Verringerung des bisherigen französischen Standpunktes ankommen werde.

Der Führer der Deutschen Volkspartei, Dingeldey, betont, daß sich eine endgültige Beilegung des Tributwahnsinns nur herbeiführen lassen werde, wenn sich die deutsche Regierung aus auf die breite Front der nationalen Kräfte stützen könne. Es müsse deshalb schon jetzt auch als Voraussetzung für eine erfolgreiche Außenpolitik die Umbildung der Reichsregierung erfolgen.

Der Fraktionsführer der Deutschnationalen, Dr. Oberjochen,

erwartet bei einer Wählerprüfung durch den aktiven Nationalismus der Harzburger Front die Rückkehr des Vertrauens zu Deutschlands Front im In- und Auslande und die Mobilisierung zahlreicher Kräfte, die heute brachliegen.

Abgeordneter Reich (Napr. Volkspartei)

erklärt, nur der Sieg der Vernunft über Leidenschaft und Verleumdung werde verhindern können, daß im neuen Jahre die Krise zur Katastrophe werde.

Der Fraktionsführer der Nationalsozialisten, Dr. Frick, antwortete, daß er für 1932 den Sieg der deutschen Freiheitsbewegung Adolf Hitlers erwarte.

Der Sozialdemokrat Dr. Breitfeld

wir eine klare Stellungnahme aus, da man in der Politik nur erwarten solle, was eine gewisse Aussicht auf Realisierung habe. Er könne aber nicht voraussehen, welche Ausfichten im gegenwärtigen Deutschland für die Zukunft beständen.

Der Landvolksabgeordnete Dr. Gerse

erhofft von neuen Jähre mehrere durchgreifende Schutzmaßnahmen für die Landwirtschaft und eine Milderung der ins Unerträglichste gestiegenen innerpolitischen Spannung.

Dr. Weber (Staatspartei)

Das Erneuerungsbild, das das neue Jahr außenpolitisch die endgültige Beilegung aller Reparationen bringe, und daß im Innern die Bekämpfung der zunehmenden Unruhmoral auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet energigeführt durchzuführen werde.

Der Wirtschaftsparteiler Dremsch

hat hervor, die erste Voraussetzung für alle inneren Reformen liege in der Einflucht der Völker Europas, das Deutschland endlich wieder der Blag eingeräumt werden müsse, der ihm gebühre.

Rundgebung des Kuffhäuserbundes.

Der Vorstand des Deutschen Reichsriegesbundes „Kuffhäuser“ hat eine Neujahrsgedächtnisrede erlassen, in der es heißt: Der Verfall der Verträge hat im 12. Jahre seines Bestehens alle Länder und Kulturländer in eine unabsehbare Katastrophe hineingeführt. Deutschland, durch den Machtanspruch der Ungerechtigkeiten, in seiner besten Kräfte gehemmt und gehandelt und durch die Mißere der anderen Länder ganz auf sich selbst angewiesen, macht die äußersten Anstrengungen, das Unheil des reifenden Zusammenbruchs zu bannen.

Das deutsche Volk darf nicht müßig werden und die Hoffnung verlieren. Der Deutsche Reichsriegesbund „Kuffhäuser“, der in vergangenen Jahre seine Kräfte millionenfach gegen die Lüge der Kriegsschuld und den Betrug der Verjährung eingesetzt hat, wird in dem kommenden Neujahr alle feindlichen Kräfte auch einlegen für den Kampf gegen die soeben genannten Völker. Wir kämpfen für das Deutschland und für die Ehre der Nation; wir kämpfen gegen die Lüge von Versailles und gegen den Bolschewismus. Wir kämpfen mit Gott für Volk und Reich!

Hugenbergs Neujahrsgroße.

Der deutschnationale Parteiführer Dr. Hugenberg hat einen Neujahrsgroße erlassen, in dem es heißt:

Das Jahr 1931 brachte die Götterdämmerung der marxistischen Demokratie. Die Anhänger der Demokratie werden selbst zu ihren Zeugnisträgern. Aber sie sehen an die Stelle des plötzlich von ihnen verurteilten Systems nicht etwa einen neuen organischen Sozialismus, sondern suchen sie nur, ihre eigene Herrschaft zu sichern, indem sie dem Willen des Volkes eine bürokratische Diktatur entgegenstellen. Die Folge ist Terror und Gewalt und drohender Bürgerkrieg.

Das Jahr 1931 brachte das Erwachen aus dem Erfüllungswahn. Der Zusammenbruch Deutschlands unter dem Youngplan rechtlich für die Welt der Völkergeschichte vor zwei Jahren. Aber die Erkenntnis von der Unmöglichkeit der Erfüllungspolitik hat die heute Regierenden nicht zu einer Verringerung ihrer außenpolitischen Methoden veranlaßt. Dadurch sind die Möglichkeiten, die für eine Revolution der Friedenskräfte und für eine Beilegung der Tributlasten vorhanden waren und sind, zum Teil verpaßt, zum Teil gefährdet.

Der Kampf geht um Preußen, und in diesem Jahre die Machtentziehung fällt, sofern die Verfassung überhaupt noch etwas gilt. Voraussetzung für einen neuen Aufbau des Staates ist die Umwälzung des staatsfeindlichen Sozialismus. Ueber Preußen wird das Reich erobert werden.

Letzen Endes entstehen wird aber sehr, was danach geschieht, und ob es gelingt, ein Deutschland aufzubauen, in dem Reich und Länder in gesunder organischer Gliederung und in Sinne nicht alter Formen, sondern preußisch-deutsches Geistes gefaßt werden, und in dem soziale Gerechtigkeit an die Stelle kapitalistischer Prädationwirtschaft tritt.

Der Kampf geht vor allem auch um die Freiheit nach außen. Wir können und wir wollen keine Tribute mehr zahlen. Der Widerruf der Kriegsschuldfrage ist die Grundfrage des Kampfes und die Revolution des Verfallens. Die Ungleichheit der Rüstungen, die eine Gefahr für Deutschland und Europa ist, muß verschwinden. Wir wollen eine Regierung, die den Ruf hat, den freien Willen des Volkes in die Tat umzusetzen.

Die Deutschnationale Volkspartei bekennt sich zu ihrer alten Parole: national, christlich, loyal.

Dr. Hugenberg.

„Zu Sieg und Freiheit!“

Adolf Hitlers Neujahrswort.

München, 1. Januar

Der Führer der nationalsozialistischen Bewegung erklärt zum 1. Januar an alle Nationalsozialisten ein Wort, in dem es u. a. heißt: Das 12. Jahr des Kampfes unserer Bewegung ist zu Ende. Am Jahre 1931 ist unsere Bewegung

zur größten Partei Deutschlands geworden. Deutschland ist im Begriff, in rascher Echnelligkeit nationalsozialistisch zu werden.

Am 14. September 1930 zählte unsere Partei 293 000 Mitglieder. Heute, am 1. Januar 1932, hat sie die 800 000 bereits überschritten. Am 1. Januar 1931 haben sich rund 100 000 Männer in unserer SA- und SS-Organisation befunden, heute, am 1. Januar 1932, weit über 300 000. Die Zahl unserer Anhänger beträgt schon jetzt mehr als 15 Millionen.

Seit heute dem Bolschewismus und seinen marxistisch-zentriert-demokratischen Hilfsträften eine gewaltige Front des erwachenden Deutschland gegenüber. Wenn nicht Zentrum und mittleres Bürgertum aus ihrer inneren Weltensverwandtschaft heraus mit dem Marxismus patieren würden, gäbe es schon heute kein rotes antichristliches Deutschland mehr. Nicht nur die Eroberung des Arbeiters in der Stadt hat in erheblichem Umfang eingeleitet, sondern ebenfalls die Bemühung des Bauern. Aus jeder Prüfung ist die Partei stärker herausgekommen als sie hineinging. Die Welt geht einer Entscheidung entgegen, die sich in Jahrtausenden oft nur einmal wiederholt.

So klein und kurzfristig die bürgerlichen Parteien sind, erkennen sie im Bolschewismus auch jetzt noch nicht die Zerstörung aller menschlichen Kulturen. Sie haben keine Ahnung davon, daß ein Sieg des Bolschewismus nicht nur das Ende unserer deutschen Völker, ihrer Staaten, ihrer Kulturen, ihrer Wirtschaft, sondern auch das Ende ihrer Religion bedeutet.

70 Jahre haben in Deutschland bürgerliche Parteien die Kraft des nationalen Gedankens verbraucht und unser Volk in hohem Grade dem Marxismus ausgeliefert. Heute kommen sie sich in neuwertiger Herrschaft an ein Regiment, das schon jetzt nicht mehr ihnen gehören würde, wenn ihre eigene Bedeutung allein maßgeblich wäre. Wenn die von uns geführte nationalsozialistische Bewegung als Gegenmacht gegen den Marxismus heute ausfiele, würde Deutschland morgen bolschewistisch sein. Das Schicksal selbst will hier Fronten. Das Bildnis, das den Feinden übersehen anert, den Säuern aber zum Auspielen verdammt, sehen wir in unserem Volk in Erfüllung gehen. Die Mitte wird zerhauen und zergeraten.

Nationalsozialisten! Wir gehen nunmehr in das neue Jahr hinein in der Überzeugung, daß es das schwerste Jahr des Kampfes unserer Bewegung sein wird. Ich widerspreche, was ich vor letztem Jahr von Euch forderte. Ich verlange von Euch nichts Unmögliches, fordere nichts, was Euer Gewissen in Konflikt mit dem Gesetz bringt, verlange aber, daß Ihr mit auf dem Weg, den das Gesetz genehmigt, und mit mein Gewissen und meine Einsicht vorordnen, in Treue und Euer Schicksal mit dem meinen verbindet. Der Weg von sieben Mann auf 15 Millionen war schwerer als der Weg von den 15 Millionen zur deutschen Nation. Wenn wir einst die Kühnheit hatten, an unser gigantisches Ziel und seine Verwirklichung zu glauben, dann wollen wir heute den Mut besitzen, wie ein Ritter ohne Furcht und Zorn, zwischen Hilfe, Gut und Zeit hinein, den Weg zum Sieg und zur Freiheit zu wählen. Wir wollen als Kämpfer in dieses neue Jahr hineinmarschieren, auf daß wir es als Sieger verlassen.

Glückliche Fahrt!

Neujahrsgroße-Ausflug zwischen Reichsmarine und Handelsmarine.

Hamburg, 4. Januar.

Am Rahmen des Hamburger Hafenparades am Neujahrstage, das auf dem Schnelldampfer „Cap Arcona“ der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft stattfand, übermittelte die „Morag“ von Bord des Linien-Schiffes „Hessen“ aus dem Kieler Hafen die Glückwünsche der deutschen Reichsmarine.

In diesem Anlaß fand die deutsche Handelsmarine der Reichsmarine durch Rundfunk einen Neujahrsgroße, in welchem es u. a. heißt: „Die deutsche Handelschiffahrt weiß den Wert sehr wohl zu schätzen, den ihr eine starke Reichsmarine bietet, wie sie andererseits auch völlig gute Dienste leisten kann. Wenn man an die unermesslichen Taten der deutschen Handelsflotte vor der deutschen Auslandsflotte denkt, so dürfen man auch diese Dienste nicht vergessen, die so viele Handelschiffe ihr als Zubringer und Begleitschiffe „erleihen“ haben. Das das neue Jahr unserer Reichsmarine weitere Fortschritte bringen möge, und daß die Ausbildung der Besatzungen in friedlicher Arbeit zu höchsten Rängen rüft fortzuschreiten möge, ist der Wunsch, den die deutsche Handelschiffahrt der deutschen Reichsmarine zum Jahreswechsel darbringt. In diesem Sinne: „Gott segne die Fahrt!“

Die deutsche Reichsmarine antwortete auf die Glückwünsche u. a.: „In dankbarer Erinnerung an die treuen Kampferbrüder der Weltkriege und in gemeinsamer Arbeit für Deutschlands Segenheit führt die deutsche Reichsmarine der Handelschiffahrt verbunden und ruft zum neuen Jahre allen Kameraden, die unter der Reichshandelsflagge fahren, in guter Kameradschaft zu: „Glückliche Fahrt!“

Die Störung der Hindenburgrede

Berlin, 2. Januar.

Die bisherigen Ermittlungen in der Angelegenheit der kommunistischen Rundfunkstörung bei der Rede des Reichspräsidenten haben ergeben, daß das Sendungslabel nach Köpenick feld angehängt worden ist. Die Nachforschungen werden fortgesetzt.

Berlin, 4. Januar.

Die polizeilichen Ermittlungen nach den Störern der Rundfunkansprache des Reichspräsidenten haben bis Sonntagabend noch kein Ergebnis gehabt. Die seit Sonnabend mittags in Berlin befindlichen beiden Telefonarbeiter sind noch in Gewahrsam und scheinen der Tat bringend verdächtig. Die Polizei bewahrt über ihre Feststellungen strenges Stillschweigen und erklärt lediglich, daß weitere Festnahmen nicht erfolgt seien.

Die Reichsdruckverlagsgesellschaft stellt in einer Erklärung fest, daß von der kommunistischen Störung mittels Hamburg-Rede direkt nur der Rundfunk betroffen worden sei. Den Rundfunk treibe an der Störung kein Verstoß, da alle Maßnahmen getroffen waren, die ihm zur Sicherung der Übertragung möglich waren. Gegen einen Eingriff in den Leitungsapparat auf offener Strecke könne man sich von technischer Seite leider nicht schützen.

Das Leben im Wort

Nr. 1

★ Unterhaltungsbeilage ★

1932

Roman von Margarete Dammerow

Wenn Liebe schweigt...

5. Fortsetzung

Am nächsten Tage waren alle Hotels auf der Insel voll von dem neuesten Klatsch, und auch in den Fischerstuben der drei Inseldörfer standen die Mäuler der Frauen nicht still: das junge Fräulein vom Seehöft war mit dem alten Diener Lars auf und davon. Mit ihr war der junge Maler gefahren, der damals mit ihr zusammen den kleinen Walte aus dem Wasser gezogen. So erzählte man sich in den Fischerstuben; aber es war seltsam, so klatschüchtig sonst die Fischerfrauen waren, es gab nicht eine einzige, die gegen Elke Partei genommen hätte. Man hatte es ja kommen sehen, einmal mußte es sich rächen, wenn man ein junges Blut einsperrie zwischen lauter alte Leute und ihm keine Sonne, keine Luft und auch keine Freude gönnte. Die blonde Elke Silversen hatte nur Freunde auf der Insel; jedem, dem es Not tat, hatte sie etwas Gutes erwiesen.

Um so üppiger und gehässiger blühte der Klatsch in dem Kreise, aus dem Rupert gegangen war. Allen voran war es Blanche Dupres, die sich in Verunglimpfungen des Mannes und des entflohenen Mädchens nicht genug tun konnte. Ahrberg, der seinen Weizen reifen sah, schürte den Haß, der sich in dem leidenschaftlichen Gemüt der schönen, verschmähten Frau angesammelt. „Mag er glücklich werden mit seiner Inselprinzessin“, sagte Blanche hämisch, „lange wird die Freude ja nicht dauern, er wird

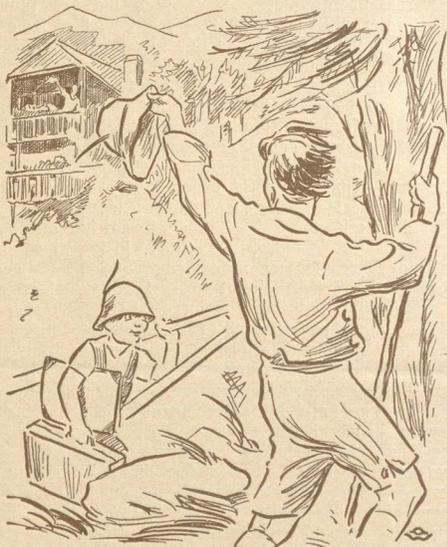
sie schnell satt bekommen. Das, was ihn jetzt verdracht gemacht hat, ist das Neue, das Naive, das diese Schönheit vom Lande ihm vorgegaukelt. Ich gebe dieser ganzen Geschichte höchstens ein halbes Jahr. Aber es gibt ja interessantere Themen als Rupert mit seiner kleinen Schönen,“ schloß sie verächtlich, „wir jedenfalls werden uns durch seine Abwesenheit unsere gute Laune nicht stören lassen.“ Sie wandte sich mit auffallender Liebenswürdigkeit Ahrberg zu, der alles aufbot, um Blanches Gunst zu erringen. Bei der Reunion, die an einem der nächsten Abende im Hotel stattfand, bezauberte Blanche alles durch ihre Stimmung und ihr wundervolles Aussehen, als sie mit Ahrberg einen geradezu vorbildlichen Tango tanzte. Alle Badegäste waren fasziniert von der Grazie ihrer Bewegungen, die in dem raffiniert gearbeiteten gelblichen Velourschiffonkleide noch plastischer sich darstellte, von dem verführerischen Funkeln der länglich geschnittenen Augen unter den schmetterlingsgleichen, samtigen Wimpern, dem Lächeln des weich und lockend gebogenen Mundes. Ahrberg war berauscht von Blanches sinnverwirrender Schönheit. „Ich kann es nicht mehr ertragen, Blanche“, flüsterte er, während er sie im langsamen Schritt des Tangos führte, „vergiß diesen törichtesten Menschen, den Sartorius, der mit dir nur gespielt hat.“

„Das wird auf Sie ankommen, Ahrberg,“ flüsterte Blanche und bog sich mit einem bösen Lächeln tief in seinen Arm. „Wer zuletzt das Spiel gewinnt, er oder ich, das werden wir ja sehen.“

★

Wochen waren vergangen. Aus dem kleinen, bescheidenen Heim der guten Frau Sprenger hatte Rupert Sartorius Elke an den Traualtar geführt. Es war eine kleine, stille Hochzeit gewesen, nur mit der guten Frau Sprenger und zwei Freunden als Trauzeugen. Ein bitteres Gefühl mochte in Elke hochkommen. Niemand war bei ihr, der zu ihr gehörte. Sie hatte es noch einmal versucht, an die Tante auf Seehöft heranzukommen, hatte sie in innigen, flehenden Worten zu ihrer Trauung eingeladen; der Brief war zurückgekommen mit der Bemerkung „Annahme verweigert“. Niemand war bei ihr, der zu ihr gehörte — und dieser Gedanke machte ihr tiefen Schmerz. „Wie ein Bettelmädchen komme ich zu dir, Rupert,“ sagte sie schamvoll und trübe, „nichts habe ich, nicht soviel wie das kleinste Bürgermädchen.“ Und sie erglühte in dem Gedanken, daß sie seit ihrer Flucht jede Kleinigkeit von dem Geliebten hatte annehmen müssen. Sie hatte ja nichts ihr eigen genannt, als die Kleider, die sie bei der Flucht getragen. Aber Rupert hatte mit einem ernstbittenden Blick ihre Selbstanklage beantwortet: „Nichts hast du?“ fragte er zurück. „Ist das wirklich dein Ernst, Geliebte? Du selbst willst dich mir geben, dich selbst, die Kostbarkeit deiner Seele — deines ganzen Seins. Immer werde ich in deiner Schuld sein. Das nennst du nichts?“ Und er sah sie mit unendlicher Liebe an, daß die Schatten von Elkes Seele zu weichen begannen.

Und nun waren diese Schatten ganz geschwunden. Rupert führte seine junge Frau in die Heimat seiner bayerischen Berge. An einem verträumten Bergsee hatte



— bis Rupert um die Ecke bog, sah er Elkes winkende Hand.

er für sie ein kleines Häuschen gemietet. Es lag dicht am Wasser. Wenn sie frühmorgens erwachten, grüßten durch offene Fenster die hohen grünen Berge und die betauten Almen des Hochlandes. Elke, die ja nur die heimische Ostsee kannte, war hingerissen von der ewig wechselnden Schönheit der Berge, den samtigen Matten, den dunklen Schatten, die in den Tälern lagen, und der erhabenen Schönheit der Bergriesen, die bald lichtblau in unendlich zartem Dunste zu entschweben schienen, bald bei bedecktem Himmel schwarz und mächtig nahe an die Ufer zu rücken schienen. — Glückseligste Tage verbrachten sie hier. Wenn Elke neben ihm herging in der schmucken Tracht der hiesigen jungen Landmädchen, die ihr zum Entzücken stand, glaubte Rupert, noch nie im Leben so zufrieden und beseligt gewesen zu sein. Elkes gestählter Körper lernte mühelos, die schweren Bergwege mit ihm zu machen. Dann schritt sie neben ihm her, das grüne Hüden mit der Feder fest wie ein Bub aufs Ohr gesetzt. Ihr schlanker Körper ging gleichmäßig, und ihre schmalen Füße, in derben Wanderschuhen, hielten Schritt mit den seinen. Ein glückliches Wandern war es, durch betaute Kluren und grüne Waldesinsamkeit mit der Geliebten Seite an Seite, bis der Gipfel erreicht war und sie das blühende Land zu ihren Füßen ausgebreitet sahen. Mit immer neuem Entzücken sah Rupert die täglich herrlicher erblühende Schönheit seiner jungen Frau. Sein Skizzenbuch füllte sich mit Bildern von Elke, und er mußte sich fast zwingen, daneben auch andere Bilder zu schaffen. Aber da war es wiederum Elke, die ihr eigenes Ich zurückstellte, um dem Geliebten die Vielseitigkeit seiner Kunst zu bewahren. Mit dem feinen Instinkt der erwachten und geliebten Frau fühlte sie, daß Ruperts Leidenschaft im Begriff war, sich in seiner Liebe zu ihr zu sehr zu verlieren. Und so war sie es, die mit Takt und leiser Zärtlichkeit die überschäumenden Wogen des Glücks in ruhigere Bahnen lenkte.

„Du mußt auch einmal ohne mich sein, Rupert,“ sagte sie innig, „sieh, du bist doch gewohnt, in Einsamkeit zu schaffen, und ich glaube sicher, daß ein Künstler die Einsamkeit braucht, um ganz aus der Stille des Schauens heraus gestalten zu können.“ — „Ja,“ gestand Rupert, „früher war das so, aber jetzt kann ich nicht mehr eine einzige Stunde ohne dich existieren.“ Und er wollte sie glückstrahlend an sich ziehen. Mit einer unendlich zarten Bewegung entzog sie sich ihm: „Sieh mich an, Rupert, bist du denn jemals ohne mich? Bin ich nicht immer bei dir, auch wenn wir einmal für einen Tag räumlich getrennt sind? Immer bin ich bei dir. Wenn du dir über die Stirn streichst, denke, daß ich es bin, wenn deine Augen den Himmel und das schöne blühende Land hier schauen, ich bin es, die in dir mitschaut und dankt — wie könnte ich je von dir getrennt sein, da du doch ein Teil meines Lebens bist? Aber,“ fuhr sie bittend fort, „vielleicht ist auch für mich einmal eine Stunde des Alleinseins nötig, ich bin so überschüttet von dir mit Glück, mit Seligkeit, alles ist so viel, ich muß es auch erst in mir verarbeiten. Gehe einmal allein mit deinem Malgerät, mein Liebster, schaue, wandere; beglückender wirfst du dann die Wiederkehr empfinden.“

„Du bist nicht nur die schönste und liebste Frau, du bist auch die klügste,“ war Ruperts Antwort. Er dachte daran, wie alle Frauen, die seinen Lebensweg gekreuzt, mit einer geradezu wilden Eifersucht seiner Arbeit gegenüberstanden — sie hatten die Arbeit vielleicht zu Zeiten mehr gefürchtet als eine Nebenbuhlerin. Elke war die erste, die den heiligen Respekt vor dem Schaffen des Mannes hatte. So wanderte er einmal fort für ein, zwei Tage. Sepp, der Sohn des Hanslbanern, trug ihm seine Malgeräte. Am frühen Morgen brach er auf. Elke stand in einem lichten Hauskleide auf dem kleinen bunten Holzbalkon des Bauernhauses. Zwischen den duftenden Blüten der bunten Widen sah er ihr reines, schönes Gesicht ihm den letzten Gruß zuwenden, und bis er um die Ecke bog, sah er eine winkende Hand. Da stieß er einen lauten Jodler aus, der an der gegenüberliegenden Felswand noch widerhallte, als die Ferne schon den geliebten Mann für Elkes Augen hinweggenommen. — — —

Nach fünf Stunden steilen Aufstiegs hatte Rupert die Höhe des Söllbergs erreicht. Er gab seinen Rucksack in der Hütte ab, stärkte sich mit Sepp zusammen durch einen Schoppen kühlen Landweins und derben Brotes mit der guten Ambutter. Dann ging's aus Schaffen. Der hohe Kampen hatte es ihm schon lange angetan. — Heute endlich würde er den Burschen auf die Leinwand bannen. Die Beleuchtung war so günstig wie selten. Er arbeitete ohne aufzusehen bis zum Nachmittag — und am nächsten Tag gleich bei Sonnenaufgang weiter. Dann hatte er die nötigen Skizzen, das andere konnte man im Atelier fertigmachen. — Ueber den hohen Fern stieg er ab nach Schliebersee, um dort zu übernachten und am nächsten Tage mit einem Auto heimzufahren. Abends ging er, einsam wie er war, ins Bauerntheater von Schliebersee. Er setzte sich in eine Ecke — das Skizzenbuch in der Hand — und mit schnellen Strichen zeichnete er ein paar Figurinen der Gestalten, die dort oben auf der Bühne standen. Dabei entging ihm nichts von dem heiteren, klaren Spiel der Bauernkünstler da oben, deren Dialekt er von Kindheit an kannte und sprach. Einmal bei einem derben Wit lachte er schallend und vergnügt auf.

Ein älterer Herr, der an einem Nebentisch gesessen, sah ein paar Mal zu ihm herüber. Es schien ein Fremder zu sein, denn er mühte sich sichtlich, dem oberbayerischen Dialekt auf der Bühne zu folgen. Als Rupert in sein unbekümmertes, schallendes Lachen ausbrach, stand der Herr auf und näherte sich Rupert höflich:

„Gestatten Sie,“ jagte er gedämpft in tadellosem Deutsch, das nur eine leicht amerikanische Färbung hatte, „daß ich mich zu Ihnen setze? Ich verstehe diesen Dialekt nicht ganz, obgleich ich Deutscher bin, da ich viele Jahre im Ausland lebte und diesen Dialekt hier nicht beherrsche.“ Und dabei sah er Rupert mit seinem klugen Gesicht so freimütig an, daß der eine unwillkürliche Sympathie zu dem alten Herrn sagte. „Bitte,“ er rückte mit seinem Skizzenbuch beiseite. Mit einer höflichen Verneigung nahm der Herr Platz — und wenn ein besonders unverständliches bayerisches Wort kam, übersehte Rupert es leise dem Fremden ins Englische. Und bald tönte in Ruperts Lachen das fröhliche Gelächter des alten Herrn mit dem der anderen Zuschauer um die Wette. Dabei sah der Fremde mit diskreter Neugierde auf Ruperts Skizzenbuch. „Sie sind wohl Maler, mein Herr, ich interessiere mich für Kunst.“

„Wenn Sie sehen wollen, bitte!“ Rupert hielt dem alten Herrn freundlich sein Skizzenbuch hin: „Ich bin eigentlich Landschaftsmaler von Hause aus, dann bin ich zu Porträts übergegangen. Aber mich lockt es immer, solche Theaterbilder festzuhalten, sehen Sie, hier habe ich ein paar Figurinen entworfen, die mir beim Anblick der bayerischen Buam und Madls da oben gekommen sind.“

„Würden Sie mir erlauben?“ fragte der Herr und nahm Rupert das Skizzenbuch aus der Hand. Und dann prüfte er die Figurinen lange, sehr lange; er schien ein besonderes Interesse daran zu nehmen.

Mit einem langen, prüfenden Blick sah er Rupert in die Augen — und der Blick dieser blauen Männeraugen erinnerte Rupert an jemanden, da war irgendeine Ähnlichkeit, aber mit wem? Doch schon sprach der alte Herr weiter: „Sie sind ein großer Künstler, so scheint es mir, obwohl ich Ihren Namen nicht weiß.“

„Sartorius,“ stellte sich Rupert kurz vor. Der alte Herr reichte ihm freimütig die Hand. „Oh, Sartorius, ich habe von Ihnen gehört, mein Herr, hatten Sie nicht in der letzten Kunstausstellung in Berlin einen Preis für ein Bild Die Theaterprobe? Sehen Sie, ich weiß Bescheid. — Mein Name ist Stemerion. Würden Sie mir die Ehre geben, mit mir hinterher einen Schoppen Bier zu trinken, mein Herr? Ich erwarte später eine größere Gesellschaft von Bekannten, aber vorher hätte ich etwas mit Ihnen zu bereden.“ Rupert nickte. Eine halbe Stunde später saßen Rupert und Herr Stemerion in einer Ecke des gemütlichen Bräutübels, in dem Mr. Stemerion sichtlich zu Hause war. Denn die hübsche dunkle Keßi, die Kellnerin, setzte ihm schon ungefragt einen Riesenschoppen des dunklen, schäumenden Bieres vor. Auf einen fragenden

Blick Mr. Stemerons bestellte sich Rupert auch einen solchen Schoppen. — „Eine gute Erfindung, dieses bayerische Bier,“ erklärte Mr. Stemeron, „schon dieses Bieres willen würde es sich lohnen, hier zu leben in Deutschland. Aber leider hat man drüben kein Business. Also, Mr. Sartorius, da wir gerade beim Business sind, hätten Sie nicht einmal Lust, sich auf dem Gebiete der Theatermalerei zu versuchen? Ich habe mir damals Ihre Skizze ‚die Theaterprobe‘ angesehen, und ich habe mir gedacht, da ist ein Mensch, der den Blick für die Feinheiten des Theaters in allen Fingerspitzen hat. Nun habe ich heute Ihre Figurinenentwürfe gesehen, würde es Ihnen nicht mal Spaß machen, sich Ihre Motive in einer anderen bunten Welt zu holen — kurz und gut, würden Sie nicht einmal ein Stück ausstatten wollen, die Kostüme entwerfen, alles, was dazu gehört?“ (Fortsetzung folgt.)

Zeitromantik

Von M. Schweidnig

Die Wellen zerteilen mit kräftigem Schlag,
vom Sprungbrett kopfüber ins Wasser schnellen, —
im Flugzeug durchheilen den sonnigen Tag
und seinen Kurs nach den Sternen stellen, —
Maschinen bauen, die Blise bezwingen, —
durch Wellen im Aether sprechen und singen
und tausendfach hören sein eigenes Wort, — —
überall Technik und überall Sport,
und immer zu neuen Rekorden bereit: —
Das ist die Romantik der jetzigen Zeit! — —

Der Wahrtraum des Sträflings / Von Josef Wolf

In der Militärstrafanstalt in Theresienstadt war wieder einmal der Teufel los. Franz Thalhammer, der stillste, schüchternste, bravste Sträfling, den die Anstalt beherbergte, war spurlos verschwunden. Knapp und klar gab der Adjutant, Leutnant Wulff, seine Befehle. Alle Arbeitspartien wurden sofort eingezogen, die Kasematten gesperrt, alle entbehrlichen Posten und Wachmannschaften auf Patrouille geschickt, die Polizeihunde von der russischen Offiziersstation mit Unteroffizieren auf Streife gesandt und die Bahnhof- und Gendarmereikommandanten der ganzen Umgebung verständigt.

Dem Adjutanten war diese Flucht ein Rätsel. Er wußte nur, daß Thalhammer, wie er sich erinnerte, gestern beim Rapport um Einreichung in die Brotfassungsmanufaktur für heute gebeten hatte. Da er sich sehr gut ausführte, hatte er seine Bitte nicht abgewiesen.

Nun war er auf dem Heimwege nach der Brotfasserung in Theresienstadt, während die Brotwagen, von den Sträflingen gezogen und begleitet, durch das tiefe Tor der Stadt zur „kleinen Festung“ rumpelten, in den weitläufigen Schanzen hinter dem Tore verschwunden.

Und blieb verschwunden. Keine Patrouille, kein Gendarmereiposten, keine Polizei griff ihn auf. Und niemand wußte von einer Spur zu berichten. Alle Maßnahmen, des Flüchtlings habhaft zu werden, blieben erfolglos. Thalhammer war wie von der Erde verschwunden.

Vierzehn Tage später war die Strafanstalt in hellem Aufbruch: Früh um 8½ Uhr war Thalhammer in düstern, schwarzem Gewand durch die große Allee, die von Theresienstadt zur Strafanstalt führt, mit müden, traurigen Schritten heraufgekommen und hatte sich bei der Torwache der Strafanstalt gemeldet. Hartnäckig verweigerte er jede Auskunft, warum er geflohen war und wo er gesteckt habe, den Prosolen und hat, sofort dem Adjutanten vorgeführt zu werden, da nur dieser ihn glauben werde. Voller Wut meldete Oberstabspropos Zamornigly den frechen Spezi, wie er ihn nannte, dem Adjutanten und beantragte sofort Dunkelhaft. Aber Leutnant Wulff befahl, Thalhammer sofort in die Adjutantur zu bringen. Mit warmer Herzlichkeit hieß der Offizier den Sträfling, sich zu setzen, und wartete. Mit trostlos traurigen Augen, die verschleiert in dem schmalen, verhärmtten Gesicht standen, erzählte Thalhammer mit zitternder Stimme die seltsame Geschichte seiner Flucht und Rückkehr:

„Vor elf Tagen, drei Tage, bevor ich ausrückte, hatte ich einen schweren Traum, der mich merkwürdig ergriff und beunruhigte. Mir träumte, meine Mutter liege im Sarge, bleich, schmal, schön wie immer, so lautlos still, wie sie immer im Leben gewesen war, mit weißen, gefalteten Händen, im schwarzen Kleid. Viele Kerzen brannten um sie mit hoher, stiller Flamme. Meine Schwester stand mit stoßendem Schluchzen beim Kopf der Toten. Mein einziger Bruder — er ist längst gefallen — war auch da und legte seine Hand der Mutter auf die Stirn. Nichts rührte sich in dem Raum. Da kamen die Leichenträger in das Zimmer und wollten den Sarg wegheben, um ihn aus dem Hause zu tragen. Ich hatte, scheinbar noch von niemandem bemerkt und beachtet, im Hintergrunde gestanden. Aber in diesem Augenblick hob ich wild die Hand, um vorzustürzen und das

Wegtragen des teuren Leibes zu verhindern. Da packten mich die Leichenträger und hielten mich fest. Ich schrie laut auf vor Jammer. Da erwachte ich und sah links und rechts von mir die verständnislosen Blicke meiner Kameraden in der Kasematte. Mit dumpfen Schmerz im Gehirn sank ich aufs Stroh zurück.

Am kommenden Tage war ich wie verstört; unruhig, als brenne mir der Boden unter den Füßen. Die Post brachte keine Nachricht. Ich hatte lange nichts mehr von Hause gehört. Aber Sonne und Licht des Tages, Wärme und blauer Himmel beim Spaziergang auf dem Hofe machten mich wieder zuversichtlicher und hoffnungsfroher. Es mußte ja nicht wahr sein, sagte ich mir. Aber da höhnte mich die Vergangenheit: Ein Traum hatte mich in die Strafanstalt gebracht! Es mußte also auch diesmal etwas dran sein.

In der folgenden Nacht wiederholte sich der Traum, nur noch packender, wirklicher. Meine Mutter hob im Sarge die Augenlider und schaute mich mit langem, vorwurfsvollem Blick an. Auch diesmal weckte ich die ganze Kasematte auf. Sie hieben auf mich voller Wut los: Ich solle doch keine Komödie spielen! Es sei ein alter, dummer Trick, sich verrückt zu stellen, um ins Krankenhaus zu kommen und von dort leicht zu kneifen!

Sie wußten viel, wie mir ums Herz war. Aber ein Wort schoß mir ins Blut: Kneifen! Ausreißer! Nachschauen, was meine Mutter mache. Sie war bestimmt sterbenskrank oder gar schon tot. Nach dieser Nacht bat ich um Zuteilung zur Brotfassungsmanufaktur. Es wurde mir von Ihnen bewilligt.

In der dritten Nacht kam der Traum noch fürchterlicher wieder: Als meine Mutter weggetragen wurde, erhob sie sich aus dem Sarg und streckte sehnsüchtig die Arme nach mir aus. Ich stürzte vor, packte die Träger und stürzte mit ihnen zu einem wilden Knäuel zusammen. Sie bearbeiteten mich mit den Fäusten, drohsen auf meinen Schädel los, daß ich vor Schmerz aufschrie. Die Schmerzen waren nicht mehr geträumt, sondern schnitten wirklich in mein Gehirn. Ich schrie auch wirklich unter den Sieben und der Last der Sträflinge, die auf mir lagen und blind drauflos schlugen. Als sie erschöpft von mir abließen, kroch ich auf meinen Strohsack zurück, zerschlagen an Körper und Seele, von harten Fäusten und dem schredlichen Traumbild.

Nun war mein Entschluß gefaßt. Ich mußte nach Hause, nachschauen, wie es meiner Mutter ging. Ich habe ja so lange nichts von ihr gehört. Wie mir am Vortage zugesagt worden, wurde ich wirklich der Brotfassungsmanufaktur zugeteilt. Bei der Rückkehr von der Fasserung zog ich nicht mit an der Deichsel des Wagens, sondern saßte rückwärts mit an, um leichter verschwinden zu können.

In dem langen, finsternen Tor vor den Wällen sprang ich hinter einen der riesigen Pfeiler und wartete. Das Herz schlug mir in die Kehle hinauf. Aber keiner der Sträflinge hatte geklopft, daß ich fehle. Es wurde, Gott sei Dank, bald dunkel. Ich kroch in die Kloake unter der Straßenbrücke am Südgelände und wartete. Hörte Ihre Patrouillen, vernahm, wie eifrig man suchte, und verlor schon alle Hoffnung, zu entkommen. Da entfernte sich die Patrouille. Es wurde still und spät.

Endlich getraute ich mich, schmutzbedeckt, aus meinem stinftenden Versteck. Ich schlug mich in das Gegerestrüpp und

stolperte die ganze Nacht durch das Sumpfgelände. Ein mitleidiger alter Bauer von Drabschitz, dessen Sohn auch hier sitzt, gab mir alte Zivilkleider und Lebensmittel für einige Tage. Nun war ich die Sträflingskleider los und fühlte mich schon sicherer. Aber ich wagte nicht, am hellen Tage weiterzuwandern. Ich brauchte niemanden zu fragen. Die Richtung gab mir der Lauf der Eger, nach Westen, wo meine Heimat liegt. Oft war ich in Gefahr, aufgegriffen zu werden, aber ein gütiges Schicksal schützte mich und meine lautere Absicht.

Vier Nächte wanderte ich. Am fünften Frühmorgen erreichte ich mein Heimatdorf — es liegt zwischen Komotau und Karlsbad —. Niemand wußte dort, daß ich Sträfling bin, niemand erkannte mich. Die Unrast, die mich wie ein Fieber vorwärtsgetrieben hatte, steigerte sich, als ich bei unserm schlichten Häufel Einlaß begehrte.

Meine Schwester Erna öffnete mir, schrie auf, als sie mich in schlechtem Zivilkleid, triefend von Schmutz und Rässe, erkannte. Ich sah nichts als ihr verweintes Gesicht und wußte alles. Todmüde, naß und verhungert wollte ich. Aber das war jetzt Nebenache.

„Die Mutter! — Wo ist die Mutter?“

Meine Schwester, mehr entsetzt als freudig erregt, erzählte hastig:

„Mutter ist gestern mit den Sterbefamenten versehen worden. Ihr altes Lungenleiden und das Färmen um dich hatten ihre Kraft aufgezehrt. Aber sie kann noch nicht sterben. Sie wartet sehnsüchtig auf dich und fragte gestern den ganzen Tag ohne Unterlaß, ob du schon da bist. Ich sagte ihr: Franz ist ja im Kriege, liebe Mutter, und kann nicht kommen! — Da erhob sie sich im Bette und sagte mit seltsam fester Stimme: „Aber, Erna, ich habe ihn ja gerufen. Er muß bestimmt kommen!“

Da fiel mir mein Traumbild schmerzhaft ins Gedächtnis. Ich schlich mich in die Stube. Da lag sie in ihrem dürftigen Bett, wie ich sie im Traume gesehen, immer noch schön, bleich, schmal, so lautlos still, wie sie immer im Leben gewesen, mit weißen, durchsichtigen Händen. Ich setzte mich auf den Bettrand und wartete. Da erwachte sie aus unruhigem, fieberheißem Schlummer. Ihr Auge war klar. Sie erkannte mich sofort. Ein glückseliges Lächeln glitt über ihre Züge. Sie streckte ihre abgemagerten Arme nach mir aus und zog mich mit unerwarteter Kraft an ihre Brust. Ich weinte fassungslos. Denn der Tod stand in ihren lieben Zügen. Ich mußte ihr erzählen. So sprach ich mir meinen ganzen Jammer von der Seele, von Kriegsdienst, Schuld und Sühne. Sie hat mich nicht beurteilt. — Mit Segenswünschen sank sie ins Bett zurück. Ihr Mund war auch im Schatten des Todes noch lieblich und tröstend. Wenige Minuten später drückte ich ihr die Augen zu.

Unbefelligt bestatete ich sie in allen Ehren. Nun war in mir alles ruhig. Meine Mutter hatte mich freigesprochen. Sie wußte ja, für wen ich litt, und daß ich nichts verbrochen hatte. Nun hätte ich mich bei der Genbarmerie melden und verhaften lassen können. Mir lag aber daran, zu beweisen, daß ich nur meiner Mutter willen entwichen war. Ich war restlos glücklich: ich hatte ja meine Mutter noch lebend angetroffen und meine Sohnespflicht erfüllt. Nun wollte ich freiwillig wieder einrücken. Ich wanderte also denselben mühevollen Weg zurück. Und nun bin ich wieder da!“

Mit wachsender Teilnahme hatte Leutnant Wulff der Erzählung des Sträflings gelauscht. Warm ruhte sein Blick auf dem bleichen Antlitze Thalhammers, dessen Züge sich während seiner Erzählung merkwürdig verändert hatten. Schmerzgerissenheit, Bitterkeit und stumpfe Gleichgültigkeit waren gewichen; sie hatten sich in stille Trauer gewandelt, und ein lautloser Friede leuchtete in seltsamer Verklärung auf seinem Gesicht. In dem thal, strengem Amtsräum war es so still, als schwebte der Geist mütterlicher Güte durch das Zimmer. Tief bewegt erhob sich endlich Leutnant Wulff und trat auf den Sträfling zu:

„Sie sind ein braver Sohn und ein guter Mensch, Thalhammer! Ihr Gesicht und Ihre Geschichte können nicht lügen. Eines aber möchte ich noch gern wissen. Sie sagten, ein Traum habe Sie in die Strafanstalt gebracht. — Wie meinten Sie das?“ Thalhammers Augen leuchteten dankbar den Offizier an:

„Herr Leutnant, mein ganzes Glück auf Erden war meine Mutter. Deshalb ging ich ungern ins Feld. Infolge meiner Verwundung zum Hinterlandsdienst beordert, war ich ihr bald

wieder nähergerückt. Meine Gedanken beschäftigten sich nur mit ihr. Sie begleiteten mich in den Schlaf. Eines Nachts hatte ich Wachdienst bei einem Pulvermagazin. Nach der ersten Ablösung sank ich im Wachlokal in tiefen Schlaf. Da träumte mir, meine Mutter würde von jungen Burthen, denen sie den Ankauf von Kartoffeln und Milch verweigern mußte, weil sie selbst nichts mehr hatte, tödtlich angegriffen. Ich sprang dazwischen. Da fielen sie über mich her. Wir rangen erbittert. Da erwachte ich und sah entsetzt, daß ich den Wachkommandanten gepackt hatte. Er zeigte mich an und sagte aus, ich hätte, als er mich zum Wiederantritt des Wachdienstes weckte, den Gehorsam verweigert und ihn tödtlich angegriffen. — Und so kam ich hierher!“

Leutnant Wulff war bleich geworden. Mehr noch als die Geschichte der Flucht hatte ihn dies Letzte ergriffen.

„Ihre Kindesliebe hat sie hierhergebracht! — Ihre Liebe zur Mutter soll Sie wieder von hier fortbringen! Darauf gebe ich Ihnen mein Wort, Thalhammer! Und nun gehen Sie!“

In den Augen des Sträflings stand heißer Dank. Er war keines Wortes mächtig. Leutnant Wulff riß die Tür auf, hinter der der Oberstabspropos mit den Wachen Posten gefast hatte:

„Jawornitsch! — Führen Sie Thalhammer in die Kafematte zurück, in der er vor seiner Flucht untergebracht war. Thalhammer erhält keine Disziplinarstrafe! — Und dann bringen Sie mir sofort seinen Strafakt aus der Registratur!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ Die dienstliche Antwort ergänzte der Oberstabspropos auf dem Wege zum vierten Hof mit der wütenden Bemerkung: „Das sieht ihm wieder einmal ähnlich!“

Es hatte lange schon zur Requite geblasen; aber noch immer saß Leutnant Wulff tief gebeugt über dem Strafakt Thalhammers und sann den rätselvollen Wegen des Schicksals nach, das über einen braven, guten Menschen Schande und schweres Leid gebracht hatte. Dann entwarf er ein Gesuch um Strafunterbrechung an das Divisionsgericht, das Thalhammer verurteilt hatte, schilderte, ohne etwas zu verschweigen, seine Flucht aus der Strafanstalt und seine Rückkehr und wies nachdrücklich auf das reiche Gefühlleben des Sträflings hin, auf die seltsamen Zusammenhänge zwischen seiner Traumwelt und der Wirklichkeit, auf die verhängnisvolle Gestaltung der Umstände und die zwingende Fernwirkung, die sich aus der Kindesliebe des Sträflings zwischen ihm und seiner Mutter entwickelt hatte. Es war weit nach Mitternacht, als Wulff, müde, aber frohen Herzens, Kanzlei und Strafanstalt verließ.

Am nächsten Morgen hatte er eine lange Unterredung mit seinem Kommandanten, in der er leidenschaftlich für ein sofortiges Gesuch um Strafunterbrechung für Thalhammer eintrat. Das Gesuch ging mit einem glänzenden Rumour über Thalhammers Führung in der Anstalt noch am gleichen Tage an das zuständige Divisionsgericht.

Drei Monate später hielt Leutnant Wulff den Bescheid auf das Gesuch in den Händen:

„Dem Militärsträfling Franz Thalhammer wird Strafunterbrechung bewilligt. Er geht sofort zu seinem Ersatzkader zwecks Einteilung zum Frontdienst ab!“

Thalhammer glaubte zu träumen, als er von diesem Bescheid in Kenntnis gesetzt wurde. Freudentränen standen in seinen Augen, als Leutnant Wulff beim Entlassungstapport zu ihm sagte:

„Was ich versprochen habe, habe ich gehalten, Thalhammer! Zeigen jetzt Sie der Welt, was in Ihnen steckt! — So können Sie mir am besten danken!“

Und er dankte es. Acht Monate waren ins Land gegangen, als vom Generalauditorat in Wien der Referatbefehl an die Strafanstalt herunterkam:

„Dem Militärsträfling Franz Thalhammer des F.-R. 92 wird der Rest seiner Strafe erlassen, die Straffolgen gelöscht. Wegen hervorragend tapferen Verhaltens vor dem Feinde — er führte mit zwei Leuten eine feindliche Sappe und nahm drei Maschinengewehre — wird er zum Gefreiten befördert und mit der kleinen silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. Mit diesem Bescheid steht ihm weiteres Avancement offen! Zur Kenntnismahme und Erledigung im Strafakt!“

Nie hat Leutnant Wulff mit größerer Freude einen Befehl vollzogen.

Das Leben im Wort

Nr. 1



Unterhaltungsbeilage



1932

Roman von Margarete Dammerow

Wenn Liebe schweigt...

5. Fortsetzung

Am nächsten Tage waren alle Hotels auf der Insel voll von dem neuesten Klatsch, und auch in den Fischerstuben der drei Inseldörfer standen die Mäuler der Frauen nicht still: das junge Fräulein vom Seehöft war mit dem alten Diener Lars auf und davon. Mit ihr war der junge Maler gefahren, der damals mit ihr zusammen den kleinen Malte aus dem Wasser gezogen. So erzählte man sich in den Fischerstuben; aber es war seltsam, so klatschfüchtig sonst die Fischerfrauen waren, es gab nicht eine einzige, die gegen Elke Partei genommen hätte. Man hatte es ja kommen sehen, einmal mußte es sich rächen, wenn man ein junges Blut einsperre zwischen lauter alte Leute und ihm keine Sonne, keine Luft und auch keine Freude gönnte. Die blonde Elke Silbersen hatte nur Freunde auf der Insel; jedem, dem es Not tat, hatte sie etwas Gutes erwiesen.

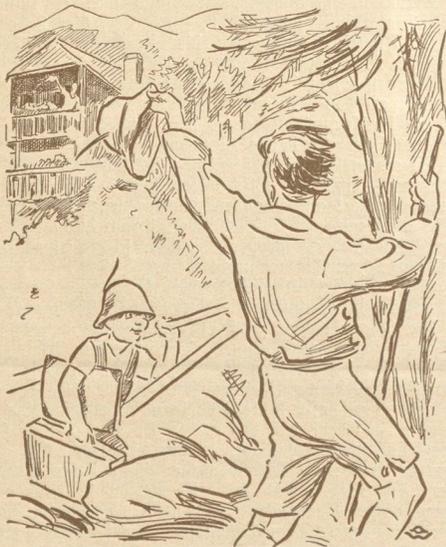
Um so üppiger und gehässiger blühte der Klatsch in dem Kreise, aus dem Rupert gegangen war. Allen voran war es Blanche Duprés, die sich in Verunglimpfungen des Mannes und des entflohenen Mädchens nicht genug tun konnte. Ahrberg, der seinen Weizen reifen sah, schürte den Haß, der sich in dem leidenschaftlichen Gemüt der schönen, verschmähten Frau angesammelt. „Mag er glücklich werden mit seiner Inselprinzessin“, sagte Blanche hämisch, „lange wird die Freude ja nicht dauern, er wird

sie schnell satt bekommen. Das, was ihn jetzt verdreht gemacht hat, ist das Neue, das Naive, das diese Schönheit vom Lande ihn vorgetäuscht. Ich gebe dieser ganzen Geschichte höchstens ein halbes Jahr. Aber es gibt ja interessantere Themen als Rupert mit seiner kleinen Schönen“, schloß sie verächtlich, „wir jedenfalls werden uns durch seine Abwesenheit unsere gute Laune nicht stören lassen.“ Sie wandte sich mit auffallender Liebenswürdigkeit Ahrberg zu, der alles aufbot, um Blanches Gunst zu erringen. Bei der Reunion, die an einem der nächsten Abende im Hotel stattfand, bezauberte Blanche alles durch ihre Stimmung und ihr wundervolles Aussehen, als sie mit Ahrberg einen geradezu vorbildlichen Tango tanzte. Alle Badegäste waren fasziniert von der Grazie ihrer Bewegungen, die in dem raffiniert gearbeiteten gelblichen Velourschiffonkleide noch plastischer sich darstellte, von dem verführerischen Funkeln der länglich geschnittenen Augen unter den schmetterlingsgleichen, samtigen Wimpern, dem Lächeln des weich und lockend gebogenen Mundes. Ahrberg war berauscht von Blanches sinnverwirrender Schönheit. „Ich kann es nicht mehr ertragen, Blanche“, flüsterte er, während er sie im langsamen Schritt des Tangos führte, „vergib diesen törichten Menschen, den Sartorius, der mit dir nur gespielt hat.“

„Das wird auf Sie ankommen, Ahrberg“, flüsterte Blanche und bog sich mit einem bösen Lächeln tief in seinen Arm. „Wer zuletzt das Spiel gewinnt, er oder ich, das werden wir ja sehen.“

*

Wochen waren vergangen. Aus dem kleinen, bescheidenen Heim der guten Frau Sprenger hatte Rupert Sartorius Elke an den Traustille Hochzeit gewesen, und zwei Freunden als wollte in Elke hochkommen zu ihr gehörte. Sie hatte Tante auf Seehöft herfliehenden Worten zu ihr war zurückgekommen nicht weigert“. Niemand war und dieser Gedanke nach Bettelmädchen komme voll und trübe, „nicht kleinste Bürgermädchen danken, daß sie seit ihr Geliebten hatte annehmen genannt, als die tragen. Aber Rupert Blick ihre Selbstanklage fragte er zurück. „Ist Du selbst willst dich in deiner Seele — deines deiner Schuld sein. Die sie mit unendlicher Liebe Seele zu weichen begab. Und nun waren Rupert führte seine in bayerischen Berge. An



— bis Rupert um die Ecke bog, sah er Elkes winkende Hand.

